



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ein englisches Actenstück über den deutschen Schulgesang.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Zopf schwindet und das freie Haar in schlichter Anordnung sein Recht wieder erhält, diese ganze Zeit ist durch die Bildnisse Graffs vertreten.

Als Mensch war Graff von größter Einfachheit und Bedürfnislosigkeit. Als er 1766 nach Dresden kam, miethete er eine Wohnung am Altmarkt (heute Nr. 20), die aus einem einzigen großen, zweifenstrigen Zimmer bestand. Mit diesem Raume hat er sich begnügt bis wenige Wochen vor seinem Tode, wo er gezwungen wurde, ihn zu verlassen. Wohl ehe Gustchen Sulzer 1771 als junge Frau Graff in Dresden ihren Einzug hielt, war das Zimmer seiner Länge nach durch eine spanische Wand getheilt worden, und nun bildete die eine Hälfte des Künstlers Werkstatt, die andre war Wohn-, Ess- und Schlafzimmer, und so blieb es, auch als die Familie sich vermehrte. Heutzutage miethet einer außer seiner Wohnung ein besondres Atelier, stattet es aus mit „Renaissancemöbeln,“ Teppichen und Fellen, Bildern und Büsten, Schaugefäßen, Waffenstücken und exotischen Pflanzen, und dann —? Nun, geht nur hin und laßt euch von ihm malen!



Ein englisches Actenstück über den deutschen Schulgesang.



Die Zahl der Musiker, welche für eine Verbesserung des Gesangsunterrichts in den deutschen Volksschulen eintreten, hat sich in den letzten Jahren entschieden vermehrt. Aber sie haben bis jetzt weder bei den Behörden etwas durchgesetzt, noch haben sie bei den Collegen oder dem Publicum eine nennenswerthe Unterstützung gefunden. Die Gründe, weshalb die Unterrichtsministerien die eingebrachten Vorschläge ignoriren, sind uns unbekannt; die Musiker als solche haben noch nicht begriffen, wie sehr die Sache sie angeht, und das Publicum weiß nichts von den Mängeln, welche vorliegen.

Die Art, wie in den Volksschulen Deutschlands der Gesangsunterricht erteilt wird, variirt vielfach nach den Ländern und Städten, um die es sich handelt, ja auch in denselben Gemeinden und an denselben Unterrichtsanstalten je nach der Qualification des Lehrers, welcher die Disciplin vertritt. Im allgemeinen aber geht der Brauch durch, daß jede Schullasse zwei Stunden wöchentliche Singübungen hat und daß in denselben eine bestimmte Reihe von Chorälen und leichten Liedern eingeübt wird, und zwar vorwiegend nach dem Gehör eingeübt wird. Es ist nicht selten, daß die Kinder mit den Noten bekannt gemacht werden, sie lernen

hie und da auch Scalen singen; aber daß die wichtige Erfindung der Noten systematisch ausgenutzt wird, daß der Unterricht auf die Kenntniß der musikalischen Elemente, auf Treffen und Zählen fundirt wird, ist eine Ausnahme. Mit unverhältnißmäßiger Mühe und Noth für Lehrer und Schüler wird endlich ein Stückchen fertig, oft ungenau, hier und da ein Ton zu hoch oder zu tief, hier und da der Rhythmus verzerrt, und bei jedem neuen Liedchen, bei jedem weitem Choral geht dieselbe Plagerei wieder von vorn an. Dieser Gesangunterricht ist kein Unterrichten, es ist ein Abrichten, genau dem Verfahren entsprechend, wie man einem Papagei oder einem Gimpel ein paar Worte, Töne oder Melodien eintrichtert. Auf Wohlklang, auf vernünftige Behandlung der Stimme, mit einem Wort auf wirkliches „Singen“ zu achten, fehlt es den meisten Lehrern des Gesanges an unsern Volksschulen an Sinn. Die Knaben vollführen meist ein rohes Geschrei, und wer zum erstenmal dabei war, wenn so eine Klasse zwölfjähriger Buben „einen Ton angiebt,“ wird an diesen Moment zurückdenken wie an einen der größten Schrecken, der sich erleben läßt; das ist ein Loslegen, bei dem man umfallen kann, wenn man nicht vorbereitet ist. Daß unter solchen Umständen der Gesangunterricht das Vergnügen an der Musik mehr vernichtet als entwickelt, ist zweifellos, und wenn in unserm Volke, in seinen niedern Klassen namentlich, immer noch die Lust am Gesange lebt, so müssen wir bekennen, daß diese Thatsache nicht durch die Schule, sondern trotz derselben vorhanden ist. Die Ausnahmen in Ehren! Aber für den Durchschnitt ist die Skizze, die hier von dem Gesangunterrichte in unsern Volksschulen gegeben worden ist, leider zutreffend, wie alle die Musiker versichern müssen, welche sich mit der Sache näher beschäftigt haben.

Zunächst muß dies der Pädagog beklagen. Denn ihm kann es nicht gleichgiltig sein, daß in einer Zeit, wo der Unterrichtsstoff mehr und mehr wächst, wöchentlich zwei Stunden im besten Falle verschwendet werden. Eine Zeitverschwendung nämlich ist jener Gesangunterricht nach dem Gehör, weil — zugegeben selbst, daß die Kinder die vorgeschriebenen Choräle wirklich lernen — sie nach dem Austritt aus der Schule außer stande sind, selbständig etwas neues hinzuzulernen, und weil sie das Gelernte — oder „Eingepaukte“ — ohne jede andre Stütze als ein blindes Gedächtniß bald wieder vollständig vergessen.

Die Schulgesangsfrage geht aber auch den Musiker, den Musikfreund und jeden an, der ein Herz für die Bildung des Volkes hat. Denn es steht zu befürchten, daß die Musik in Deutschland dem Volke immer fremder werde, daß wir Deutschen schließlich nichts mehr von ihr haben werden und in jeder Beziehung mit unsrer Musik andern Völkern nachstehen werden, auch solchen, auf die wir jetzt ziemlich von oben herabsehen. Daß ein solcher Verfall der Kunst in unserm Lande mit dem Schulgesange in Zusammenhang steht, wird vielleicht bestritten werden. Wann je — wird man fragen — ist der Schulgesangsunterricht besser gewesen als heute? Klagen nicht einzelne Musiker schon vor hundert

Jahren und weiter zurück über seinen schlechten Zustand? Ja, das ist leider richtig. Er ist schon seit Jahrhunderten so gewesen, wie er heute ist. Indes hat es auch Zeiten gegeben, wo mehr auf ihn gehalten wurde. „Alle älteren Schulordnungen — sagt Forkel — können dies beweisen.“ Am besten vielleicht die Lübeckische vom Jahre 1531, welche den berühmten Joh. Bugenhagen zum Verfasser hat. Um 12 Uhr alle Tage (heißt es darin) soll der Cantor alle Jungen, große und kleine, singen lehren. . . Ihm sollen die vier Pädagogi, die in den Kirchen singen müssen, wechselsweise nach Gelegenheit helfen. „Daß also die Kinder in der Musik lustig und wohlgeübt werden, wodurch sie auch wackerere und geschickte Kinder werden, andere Künste*) zu lernen.“ Gesezt aber auch, der Gesangunterricht wäre nie in einem bessern Zustande gewesen als heute, so wäre dies kein Grund, ihn so zu lassen. Denn die Verhältnisse liegen anders. Will man den Vergleich zwischen heute und früher richtig ziehen, so darf man vor allen Dingen nicht die Currenden und die Alumnenchöre vergessen, welche die niedern und die höhern Schulen noch vor hundert, vor fünfzig, ja vor fünfundzwanzig Jahren fast allenthalben in Deutschland der Kirche und der Sitte der Zeit zu stellen hatten. Diese Currenden und Chorschüler in den Dörfern und den kleinen Städten, diese Alumnenchöre in den Gymnasien faßten den musikalisch befähigsten Theil der Jugend zusammen. Sie wurden vom Cantor wacker und kunstgerecht in zahlreichen Extrastunden gedrillt. War demnach der Gesangunterricht für das Gros der Schulklassen nicht besser und schlechter als heute, so gab es doch bei jeder Schule noch eine musikalische Elite, die mehr lernte, die häufig sehr vieles und gründliches lernte. Wenn diese ehemaligen Chorschüler dann ins bürgerliche Leben eintraten, brachten sie in die Familien ein zuverlässiges und fruchttragendes musikalisches Element mit, und ihre Kinder zogen sie auf in Liebe zu der herrlichen Kunst, welche Jahrhunderte lang dem deutschen Volke zum besondern Ruhme gereicht hat. Bis in die Mitte des laufenden Jahrhunderts finden sich unter den besten Musikern viele, welche aus solchen Schulchören hervorgegangen sind. Diese Schülerchöre sind heute bis auf einzelne Reste verschwunden, und auf den Schulen giebt es außer dem allgemeinen Gesangunterricht keine besondern Stunden mehr für die musikalisch angelegten Geister. Der gesanglich und musikalisch besser geschulte Procentsatz, welcher der frühern Zeit zur Verfügung stand, fehlt der Gegenwart. Schon aus diesem Grunde sollte der allgemeine Gesangunterricht in den Schulen so gut als möglich sein.

Unsre Zeit bietet also weniger an musikalischer Vorbildung der Jugend während der Schulzeit. Im directen Widerspruch hierzu verlangt sie aber viel mehr. Um das deutlich zu machen, sei nur daran erinnert, wie sich die Formen der öffentlichen Musikpflege verändert haben, wie die neumodischen Concerte

*) Kunst, im alten Sinne, begreift hier alle Schuldisciplinen in sich.

jetzt an Stelle der früheren Tänze und Märsche Ouverturen und andre lange und complicirte Musikstücke vorführen. Es sei ferner daran erinnert, wie sich die Beschäftigung mit dem Clavier verbreitet hat, d. h. mit einem Instrumente, das nur für Leute taugt, die bereits musikalisch sind, nicht für solche, welche erst musikalisch werden wollen. Mit dem Gesang, wenn er richtig gelehrt wird, lernt man Töne und Intervalle vorstellen und denken, man prägt sich das musikalische Wörterbuch ein und erhält einen Schlüssel zum Verständniß der Musik. Beim Clavierspiel prägt sich aber das unentwickelte Ingenium, der weniger fähige Kopf vorwiegend Tasten und Griffe ein, und das jahrelange Spielen bleibt eine nutzlose Klimpere, welche nur dazu dienen kann, alle Musik bei ernstern Leuten zu discreditiren. Es sei drittens daran erinnert, daß die Chorvereine, in welchen wir eine an sich sehr treffliche Neubildung unsrer Zeit zu begrüßen haben, es wünschenswerther als je machen, daß in der Schuljugend für Musik zur rechten Zeit ein ordentliches Fundament gelegt werde.

Keineswegs sollen alle Deutschen Musikanten werden. Aber alle Deutschen können musikalisch werden, denn die Anlagen hierzu finden sich in jedem, ja man kann sagen, sie finden sich in jedem Menschen. Und wenn wir von der Schule verlangen, daß sie dieselben anrege und entwickle, und zwar methodisch entwickle, so stellen wir damit keine unsinnige, übertriebene Forderung auf. Dies Ziel zu erreichen, verlangt keinen neuen Aufwand, weder an Zeit noch an Geld. Wir reichen mit den bisherigen zwei Stunden, wir reichen mit den bisherigen Lehrmitteln aus: einer Wandtafel mit Notenlinien und einem Liederbuche. Wir brauchen nichts weiter, als daß die Lehrer, welche den Gesangunterricht zu versehen haben, die gehörige Einsicht in die Sache besitzen und daß an Stelle des mechanischen Abrichtens eine fördernde Methode trete und deren Befolgung überwacht werde.

Um es zu wiederholen: der Gegenstand ist wichtig aus pädagogischen und aus musikalischen Rücksichten. Er ist in musikalischen Kreisen angeregt worden und hat in diesen keine Unterstützung gefunden. Aber selbst wenn die Musiker so allgemein, wie es wünschenswerth ist, der Frage ihre Aufmerksamkeit geschenkt hätten — dies allein würde zu nichts führen. Das Publicum muß über den Stand dieser Angelegenheit orientirt sein, namentlich diejenigen Männer, welche in der Gemeindeverwaltung theilhaftig sind und in den Schulangelegenheiten ein Wort mitzureden haben. Deshalb sprechen wir hier über den Gesangunterricht in den deutschen Schulen, zunächst in den Volksschulen.

Nun aber zu unserm Actenstück! Wir haben gerade dieses zur Unterlage unsrer Erörterung gewählt, weil es aus England kommt, d. h. aus dem Lande, welches wir vorzugsweise gern, wenn auch vielfach irrthümlich, als ein schlechthin unmusikalisches ansehen. Daß es England nicht allein ist, welches es für nöthig und nützlich gehalten hat, einer Reorganisation des Gesangunterrichts in den niederen und höheren Schulen näher zu treten, wird im weitern Verlaufe unsers

Aussages noch zu berühren sein. Frankreich ist uns ebenfalls hierin voraus, noch viel mehr aber Holland und Belgien. Während aber in diesen Ländern die betreffenden Bestrebungen noch verhältnißmäßig neueren Datums sind, so haben sie sich in der Schweiz — in einzelnen Cantonen wenigstens — schon seit Jahrzehnten bewährt, und das musikalische Leben des früher ziemlich tonlosen und barbarischen Landes ist auf eine Höhe gebracht worden, auf welche Deutschland im allgemeinen neidisch sein darf.

In Deutschland finden wir, wie schon eingangs bemerkt, allerdings die Beispiele dafür, wie der Gesangunterricht sein soll, überwiegend mehr Beispiele aber dafür, wie er nicht sein soll. Wie das Gute und Schlechte neben einander liegt, wie überhaupt die Verhältnisse sind, alles was darüber zu wissen nöthig ist, theilt unser englisches Actenstück klar und kurz mit, und wir folgen deshalb mit entsprechenden Kürzungen wörtlich und getreu seinem Gange.

Zur Geschichte desselben ist zu bemerken, daß das englische Unterhaus einem bekannten Londoner Musiker, John Hullah, den Auftrag ertheilte, über den Gesangunterricht in den Elementarschulen des Continents sich zu orientiren und darüber an das hohe Haus zu berichten. Dieser Bericht liegt seit dem 10. Februar 1880 vor. Er beginnt mit allgemeinen Bemerkungen über das, was seither in England zum Verständniß continentaler Musikverhältnisse gethan worden sei, geht dann auf die vorliegende Aufgabe ein und beschreibt deren Ausführung. Darnach verließ Herr Hullah am 14. April 1879 seine Heimat und ging zunächst nach der Schweiz. Anfangs Mai traf er in Deutschland ein. Sehen wir nun, was er hier vorfand.

„Ich erreichte Stuttgart am 4. Mai. Ich brauche kaum zu bemerken, daß dies eine Stadt von Collegien und Schulen ist, eine Stadt, in welcher Ausländer wie Züländer in Menge ihre Studien machen. Unter diesen Schulen ist eine ganz speciell der Musik gewidmet, das Conservatorium, welches Studierende aus allen Theilen von Europa und Amerika herbeizieht. Meine Erwartungen auf das, was ich im musikalischen Volksschulunterricht zu hören bekommen würde, waren darnach beträchtlich; sie gingen vielleicht über die Grenze. War es doch auch, von seiner besondern Anziehungskraft abgesehen, die erste deutsche Stadt, welche ich besuchte. . . .

Mit Empfehlungsschreiben des Herrn Schulinspector Mosapp ging ich in zwei protestantische Schulen, eine höhere und eine niedere. In der ersten hörte ich sieben Klassen, alle neugebildet. In allen diesen war das „Lesen vom Blatte“ (reading) sehr schwach oder richtiger so gut wie nicht vorhanden. Sie sangen Choräle oder ganz leichte Lieder, meistens nach dem Gehör, wenigstens hatten sie keine Bücher. Einen Lehrer traf ich, wie er mit seiner Klasse die F-dur=Scala übte. Er hatte sie an die Tafel geschrieben, aber das b auf der vierten Linie vergessen. Die Kinder ergänzten das beim Singen von selbst, ohne — zweifellos — etwas davon zu wissen. Wahrscheinlich merkte auch der Lehrer nichts davon. Zwei oder drei Lehrer unterstützten ihre Schüler mit einer Violine, ziemlich geschickt. In den untern Klassen wurde sehr unrein gesungen, in allen war der Klang auffällig schlecht, besonders bei den Liedern. In der niedern Schule, welche ich gleich darauf be-

suchte, stand die Sache etwas besser, immerhin aber noch sehr ungenügend. Man sang nur „nach dem Gehör,“ das theoretische Verständniß war von der magersten Sorte, und die Art des Unterrichts so unpädagogisch als möglich. Die Lehrer waren alle nur mit ihrer Klasse beschäftigt, sie schienen keinen gemeinsamen Plan zu haben und kaum zu wissen, was in den andern Klassen getrieben oder verlangt werde. Einer von ihnen zeigte sich höchst erstaunt, als ich voraussetzte, daß Knaben von zehn bis zwölf Jahren imstande wären, nach Noten zu singen, so einfach dies auch ist; und ein anderer erklärte, daß zehn Procent der Schüler überhaupt nicht zum Singen zu bringen wären. Soweit es dabei auf den Lehrer ankommt, hatte ich keinen Grund, diese Behauptung zu bezweifeln.

Darauf besuchte ich eine römisch-katholische Schule, in der ich zwei Klassen hörte. Die eine stand unter einem Lehrer, die andre ward von einer Dame unterrichtet. Die Knaben sangen sehr roh und „wußten“ gar nichts von Musik. Die Mädchen wußten einiges und sangen viel besser als die Knaben. Mit beträchtlicher Nachhilfe brachten sie eine kurze und sehr einfache Passage durch, welche ich ihnen hinschrieb.

Einen Nachmittag brachte ich auch in der „Nicolaus-Pflege“ zu, einem Asyl für blinde Kinder, wo drei männliche Schüler Clavier spielten und ungefähr 16 Knaben und Mädchen Chorgesänge ganz hübsch ausführten. Ihre Leistung stand jedoch weit hinter dem zurück, was in ähnlichen englischen Anstalten wie zu St. Johns Wood und in Bristol, in denen ich am besten bekannt bin, geboten wird.

Baiern. Ich erreichte München am Abend des 8. Mai . . . In Begleitung des Ministerialraths Dr. von Haller besuchte ich die Kreislehrerinnenbildungs-Anstalt. In der zu derselben gehörenden Uebungsschule war eine Anzahl kleiner Mädchen von neun und zehn Jahren gerade beim Turnen. Sie sangen dabei ganz reizend und schön im Tacte Lieder, welche sie „nach dem Gehöre“ gelernt hatten. Hier erfuhr ich zuerst, daß in den bairischen Schulen, wie in denen mancher andern deutschen Staaten, das Singen nach Noten erst nach dem zehnten Jahre beginnt — nach meiner Ansicht vier, vielleicht fünf Jahre zu spät. Doch hierüber später. Von der Turnhalle ging ich nach der Vorbereitungsschule, wo eine Lehrerin gerade ein Lied einstudirte, welches an die Tafel geschrieben war. Sie that dies ordentlich, fragte die Schülerinnen über die Tonart des Liedes und erklärte die Intervalle, ehe sie wirklich singen ließ. In dem Musiksaale waren die drei obern Klassen und sangen, immer nur eine auf einmal, genau und geschmackvoll verschiedene Uebungen aus den „Chorübungen der Münchener Musikschule,“ die Franz Wüllner herausgegeben hat. Es ist dies eins der besten Werke dieser Art unter denen, welche ich auf meiner Reise kennen gelernt habe. Dasselbe ist auf Anordnung des bairischen Unterrichtsministeriums zusammengestellt worden und in allen unter ihm stehenden Anstalten eingeführt. Das Werk ist „erschöpfend,“ soweit dies überhaupt möglich ist. Offenbar ist es für den Gebrauch in Elementarschulen zu umfangreich und zu theuer, aber es bietet eine Reihe von Paradigmen für musikalische Gesetze, welche es für Conservatorien und ähnliche Anstalten sehr brauchbar machen. Es ist aber die Frage, ob „erschöpfende“ Werke dieser Art, so dick und kostspielig, die sich in den letzten Jahren ungeheuer vermehrt haben, für die Studirenden — nebenbei bringen diese selten eins ordentlich durch — die gedrängten, kurzen Anweisungen ersetzen können, die in den Händen guter Lehrer so viele gute Schüler haben bilden helfen. Es ist die Frage, ob nicht am besten da vom Blatte gesungen wird, wo ein solcher Lehrer den Unterricht leitet. Sicher ist es, daß ein Studirender, wenn er solch ein Buch vom Anfang bis zum Ende durcharbeitet,

dabei ganz versäumen kann, eine einzige Composition eines großen Meisters, ja auch nur dessen Namen kennen zu lernen. Sehr freute es mich, den Rector der Anstalt, Herrn Ludwig Soereder, der, wie ich glaube, nicht selbst Musiker ist, über Musik als Erziehungsmittel in den begeistertsten Ausdrücken sprechen zu hören.

In Begleitung des Ministerialraths Herrn Dr. Rohmeder besuchte ich nun zunächst zwei „Combinationschulen,“ d. h. Schulen mit gemischter Confession. Hier hörte ich verschiedene Klassen auf verschiedenen Stufen der Leistungsfähigkeit; namentlich gefiel mir eine, in welcher Knaben und Mädchen zusammen unterrichtet wurden. Im Verlaufe meiner Reise hörte ich noch mehrere solche Klassen, und, wie mir scheint, waren sie die besten. Ich weiß nicht, wie diese Vereinigung der Geschlechter bei andern Unterrichtsgegenständen wirkt, aber das Interesse für die Musik scheint sie nur anzuspornen. Der Lehrer in dieser Klasse beklagte, daß er nur so kurze Zeit einem Fache widmen dürfe, für welches er augenscheinlich besondere Neigung besaß, nämlich eine Stunde die Woche. Das ist allerdings sehr wenig, aber man muß dabei bedenken, daß die deutschen Kinder wenigstens sieben Jahre in der Schule bleiben und daß der Schulbesuch viel regelmäßiger ist als in England. Warum aber vier von diesen sieben Jahren damit verschwendet werden, nach dem Gehöre zu singen, das habe ich von niemand erfahren können.

Am andern Tage machte ich unter der freundlichen Begleitung Dr. Hallers einen Ausflug nach dem Lehrerseminar zu Freising, einer historisch und malerisch interessanten Stadt, welche Sitz eines Bischofs ist und ungefähr 20 — englische — Meilen von München liegt. Infolge der Fürsorge meines Begleiters war unsre Ankunft erwartet und die ganze musikalische Macht der Studenten aufgeboten worden. Ihre Ausbildung dauert fünf Jahre; drei verbleiben sie in dem Vorbereitungscurfus, zwei im pädagogischen. Sie treten mit dreizehn Jahren ein und gehen mit achtzehn Jahren ab. Die Anmeldungen sind immer sehr zahlreich, die Aufnahme hängt von einem Examen ab, welches auch die Musik umfaßt. Das Concert — ich kann das, was mir geboten wurde, nicht anders nennen — wurde mit einem Violinduet von Dancala eröffnet, welches sechzehn Schüler der Vorbereitungs-klasse rein und präcis ausführten. Dem folgten etliche Chorgesänge von mehr oder weniger Schwierigkeit, die alle genau und mit ziemlichem Geschmacke vorgetragen wurden, und dann ein Orgelsolo, sicher und klar gespielt. Die Sänger standen an Pulten, allemal fünf oder sechs an einem, eine viel bessere Einrichtung, als wie man sie gewöhnlich bei uns und im Auslande trifft, wo die Sänger auf langen Bänken sitzen. Es singt sich so viel leichter, und der Lehrer kann unter den Schülern hin- und hergehen, um nachzusehen, was die einzelnen treiben.

Zu Verbindung mit der „pädagogischen“ Abtheilung bildet die Vorbereitungs-klasse ein großes Ensemble, ein förmliches Orchester von Streichinstrumenten. Ich hörte dasselbe in einer Reihe von Stücken, welche sie correct und sogar wirkungsvoll vortrugen. Darunter war ein Quartett von Volkman und ein andres, welches sie, ihrer Versicherung nach, vom Blatte spielten. Von Mitgliedern dieses Gesammtchors wurde ich mit zwei Soli für Pianoforte, einem für die Orgel, und von dem gesammten Chorus mit soviel Chören, Quartetten und Concertgesängen beehrt, als ich Zeit hatte anzuhören. Die Stimmen der jungen Leute war natürlich etwas rauh, aber ihr Vortrag war genau und klar. Ich will auch nicht zu bemerken vergessen, daß die Vogenführung der Geiger vollständig übereinstimmend war.

Ich verließ Freising nach einem herrlichen Tage mit einem gewaltigen Eindrucke von der Tüchtigkeit, mit welcher dort gearbeitet wird. Wenn das, was in den Elementarschulen geleistet wird, hierzu nicht im entsprechenden Verhältniß steht,

was leider zu häufig der Fall ist, so liegt das hauptsächlich daran, daß man es zu lange aufschiebt, die deutschen Kinder mit den Noten bekannt zu machen. Ich kann nicht einsehen, warum sie nicht imstande sein sollten, die Noten gleichzeitig mit den Buchstaben zu lernen, das musikalische mit dem deutschen Alphabet.

Oesterreich. Wien. Mit einer Liste von Schulen und der Erlaubniß, sie zu besuchen, durch Hofrath Hamond versehen, unternahm ich am 15. Mai meinen ersten Gang in die Johannesgasse, nach der Mädchen-Normalschule [ein Seminar]. Hier fand ich Professor Rudolph Weiwurm, der mich sehr freundlich aufnahm. Er gab eben einer Abtheilung einer Elementarklasse Stunde, die erst ein Jahr in seinem Unterrichte war. Sie erklärten die Intervalle, lasen ohne Ton und sangen dann ein einfaches Lied im $\frac{6}{8}$ -Tacte. Der besondre Zug dieses Unterrichts war, daß den einzelnen Schülerinnen große Aufmerksamkeit gewidmet wurde. Sie wurden außer der Reihe aufgerufen und sangen, immer nur eine, den oder jenen Tact, die oder die Phrase. Diese Einrichtung, welche in deutschen Schulen häufig vorkommt, ist nach meiner Meinung gut, obgleich sie scheinbar viel Zeit kostet. Die größte Schwierigkeit, welche jedem Singlehrer einer Klasse gegenüber auftritt, ist die, daß der Gesang des einen Schülers den der andern unterstützt; das geht dann soweit, daß die andern sich alles Nachdenkens und aller Mühe begeben. Bei dieser Art die einzelnen zu üben wird der einzelne Schüler nicht bloß mit seiner Schwäche bloßgestellt, sondern es wird auch zugleich sein Selbstvertrauen dadurch erzogen, daß er vor den Mitschülern singt, nicht bloß mit ihnen. Ich kam mehr als einmal wieder nach dieser Schule und hatte Gelegenheit, den Nutzen dieser Methode zu sehen. Eine Stunde, welcher ich an einer Bürgerschule beiwohnte, war ganz anders. Die Arbeit der Schüler bestand darin, daß sie die Worte eines Liedes her-sagten und dann seine Melodie „nach dem Gehör“ lernten.

In der männlichen Normalschule in der Landstraße wohnte ich zwei andern Stunden bei, die Professor Weiwurm in den Elementarklassen gab, und einer allgemeinen Instrumentalübung. Ich hörte einen Chor von Beethoven und eine Arie von Händel sehr gut singen und begleiten. Die Vorsteher hatten, wie ich erfuhr, bei dem Ministerium wiederholt darum nachgesucht, gelegentlich in gemeinschaftlichen Uebungen die männliche und die weibliche Normalschule zu combiniren, aber bisher ohne Erfolg. Ich freute mich, ihnen erzählen zu können, daß ich das in drei oder vier unfrer englischen Normalschulen zustande gebracht hatte. . . .

Ich besuchte hierauf eine andre Mädchen-Normalschule in der Josephstadt, mit der eine Bürgerschule in Verbindung steht. Die Schülerinnen werden hier auf kaiserliche und Staatskosten ausgebildet und verpflichten sich dafür, sechs Jahre lang in Schuldienst zu treten. Die Kinder in der Schule, wenig an Zahl, sangen ziemlich rein, aber alle zusammen und „nach dem Gehör.“ Die Seminaristinnen, von denen ich nacheinander drei Klassen hörte, hatten gute Stimmen und trugen das, was sie konnten, lebendig vor, aber länderlich im Tacte. Vom Blatt zu singen verstanden sie so gut wie gar nicht. Ich schrieb ein paar Tacte an die Tafel, in C-dur mit einem fis und einem b; aber sie waren ganz und gar außer Stande, es zu treffen, selbst nach dem dritten und viertenmale. Wie ich fand, ward auf das ganze Fach sehr wenig Zeit verwendet; es stand offenbar in geringer Achtung. Und das war ein Wiener Seminar.

Gern hätte ich mir noch mehr von dem musikalischen Unterrichte in den Elementarschulen dieser großen und musikalisch berühmten Stadt angehört und angesehen; aber ich war durch das, was ich gesehen und gehört hatte, ebenso sehr ent-muthigt wie durch das, was mir berichtet wurde. Das Singen ging überall nach

dem Gehör. In einer Klosterschule erhielt ich keinen Einlaß, obwohl ich dazu autorisirt war. Es war dies die einzige Erfahrung dieser Art während meiner Reise. Ich würde Unrecht thun, wenn ich behauptete, daß ich Wien enttäuscht verlassen. Ein hochgestellter Mann, dem ich bei meiner Ankunft den Zweck meines Aufenthaltes mitgetheilt, den Musikunterricht in den Elementarschulen kennen zu lernen, hatte mir mit melancholischem Blicke und unter Kopfschütteln bemerkt: „Da werden Sie sehr wenig finden.“ Er hatte Recht.

Böhmen. Dieses Land steht in dem Rufe, das musikalischste in Europa zu sein. Ich will nicht behaupten, daß es die Welt mit einer größern Anzahl von Componisten oder Ausführenden versorgt habe als irgend ein andres. Aber nirgendwo war musikalische Geschicklichkeit so weit verbreitet wie hier, in keinem andern Lande war musikalisches Gefühl so tief in das Herz des Volkes gepflanzt. Stellen, die dies bestätigen, lassen sich zahllos aus den Schriften der ersten besten Reisenden, wenn sie nur irgend musikalisch angelegt waren, ebensogut ziehen als aus den Werken der musikalischen Historiker, Biographen und Kritiker. Es genügt, einen einzigen Autor anzuführen, der alle diese Charaktere in sich vereinigt, Dr. Burney [ein berühmter englischer Musikgelehrter des vorigen Jahrhunderts].

»Ich hatte mir oft erzählen lassen, sagt er, daß die Böhmen das musikalischste Volk in Deutschland wären oder vielleicht in ganz Europa. . . Ich durchkreuzte das ganze Königreich Böhmen von Süden nach Norden, und da ich unermüdetlich Nachforschungen hielt, auf welche Weise das gemeine Volk Musik lerne, fand ich endlich heraus, daß nicht bloß in jeder großen Stadt, sondern auch in jedem Dorfe, wo nur eine Schule für Lesen und Schreiben da ist, die Kinder beider Geschlechter auch Musik lernen. Ich ging, fährt er fort, (in Czaslau) in die Schule. Sie war voll von Kindern von sechs bis zehn oder elf Jahren, die lasen, schrieben und spielten auf der Violine, der Hoboe, dem Fagott oder andern Instrumenten. Der Organist (und Schulmeister) hatte in einem kleinen Zimmer seines Hauses vier kleine Claviere, an denen kleine Jungen übten, sein neunjähriger Sohn war ein sehr guter Virtuoz.«

Ich brauche nicht zu sagen, daß ich voll von dem Eindrücke dieser und ähnlicher Stellen Prag in der Erwartung betrat, ein wahres Glysium der Musik zu finden. . . Eure Lordschaften mögen ermessen, mit welchem Erstaunen ich von Herrn Pivoda hörte, daß der Stand der Dinge, wie ihn Burney beschreibt, zwar bis vor kurzem sich noch vorfand, jetzt aber der Vergangenheit angehört; daß nicht bloß „die Violine, die Hoboe, das Fagott und andre Instrumente“ in den böhmischen Schulen nicht mehr zu finden sind, ja daß sogar dort Gesang nur wenig, nach Noten überhaupt kaum geübt werde. Meine weitern Erkundigungen bestätigten diese Behauptung. Ich will schildern, wie diese Bestätigung vor sich ging. . .

In Begleitung des Land- und Schulinspectors Dr. J. Gall besuchte ich zweimal eine Bürgerschule (bei St. Jacob), zweimal das böhmische Lehrerinnenseminar, einmal das deutsche und im Anschluß hieran das deutsche Mädchen-Lyceum. Die Bürgerschule ist in acht Klassen getheilt. Erst von der fünften an aufwärts*) wird die Notation gelehrt oder wenigstens der Versuch dazu gemacht. Die Mädchen singen nett und rein, doch sehr außer dem Tacte. Bald übergangen sie eine Pause, bald einen Punkt, ohne das geringste davon zu ahnen, daß sie den Rhythmus des Gesanges vollständig ruinirten. Die Knaben in der mit dieser correspondirenden Klasse

*) In Oesterreich ist die Klassenbenennung umgekehrt als in Deutschland. Unsere Prima ist in Oesterreich die Octave u. s. w.

konnten absolut gar nichts. Im deutschen Seminar sang eine Klasse kleiner Kinder ganz annehmbar nach dem Gehör, und in einer höhern Klasse zeigten sich die Resultate eines ziemlich guten Unterrichts an geschickten und geschiedenen Individuen. Ferner wußte eine Klasse von Elementarlehrern sehr gut, was ihnen gelehrt worden war, und unterrichtete gut und gründlich. Im Mädchen-Lyceum leistete eine kleine Klasse, obwohl unter einer geschickten Lehrerin, sehr wenig, und das noch dazu schlecht. Hier war die Zeit, die auf das Fach verwendet wurde, sinnlos ungenügend.

Das böhmische Lehrerinnenseminar erwähne ich zuletzt, denn hier schien sich zum erstenmale zu zeigen, was die böhmische Race musikalisch zu leisten vermag. An den Stimmen der Schülerinnen, ungefähr 70, fand ich das, was man am besten als die gesammelte Frucht einer durch viele Generationen gediehenen Gesangs- pflege bezeichnen kann. Einen ähnlichen Klang habe ich niemals vorher von einem Chor oder einem Orchester gehört. Niemals sind Menschenstimmen vor meinem Ohr erklungen so süß, so stark, so groß im Umfang, so farbenreich, so vollendet rein. Soprane, die klar und fest immer wieder zum B und C emporsteigen, Mezzo- soprane von dem mannichfaltigsten Timbre, und Contraalte, die mit Leichtigkeit und klangvoll bis zum D und sogar zum C herabgingen, zu Tönen, die für gewöhnlich im Bereiche der Tenöre liegen! Was den musikalischen Effect betrifft, so ist es schwierig oder unmöglich, zu viel zum Lobe der Leistung dieser jungen Leute zu sagen. Aber leider! Das Lob bedingt eine Einschränkung. Denn daß dieser Effect nur durch ein wahrhaft entsetzlich Quantum von „Schinden“ erreicht worden ist, steht so fest, als daß er da war. Jede Note muß in das Gedächtniß dieser armen Studentinnen so eingehämmert worden sein wie ein Nagel in eine Wand von Eisen. Da stand die Note; kein Schriftbild war nöthig, sie vor den Geist zu bringen, ja! aber nur in der Folge und Weise, wie sie in diese Gedächtnisse war eingepaßt worden. Das Zusammengreifen von Auge und Ohr, das vor allem nöthig ist, um einen Musiker zu bilden, das, möchte ich sagen, fehlte diesen begabten Studentinnen vollständig. Ihre Leistungen im „Lesen vom Blatte“ waren gleich Null. Sie konnten gar nichts darin. Nach zwei oder drei fehlgeschlagenen Versuchen hörte ich auf, sie, sogar mit den einfachsten Passagen, zur Verzweiflung zu treiben.

Die allgemeine Vernachlässigung des Musikunterrichts in den böhmischen Schulen und der Verfall des musikalischen Geschicks im Lande steht, wie mir auseinander- gesetzt wurde, damit im Zusammenhange, daß früher auf diesen Gegenstand zuviel Zeit und Mühe in den Schulen verwendet wurde. Es bestand ein förmliches Miß- verhältniß gegenüber andern wichtigern Fächern. Um dies zu beseitigen, vernach- lässigt man nun jetzt die Musik so gut wie ganz. Ganz bestimmt hätte man einen Mittelweg finden und nicht die Ausbildung in einer Kunst ganz fallen lassen sollen, für die das Volk so viele Menschenalter hindurch Neigung und Fähigkeit bewiesen hat und deren Pflege zahllosen Personen ein Erholungsmittel bietet, welches ebenso billig als veredelnd ist.

Sachsen. Bei meiner Ankunft in Dresden . . . machte ich die Bekant- schaft des Geheimen Schulraths Dr. G. Bornemann, dem ich hier für das danken muß, was er mir durch seine Begleitung und seine gründliche Auskunft genützt hat. Mit ihm machte ich mehrere Besuche . . . in dem Lehrer- und Lehrerinnen- seminar, in einer Bürgerschule für Mädchen und in dem Capellknabeninstitute.

In den ersten der genannten Anstalten wurde eine Stunde ertheilt an 18 junge Leute im Alter von vierzehn bis sechszehn Jahren, die erst kürzlich aus verschiedenen Volksschulen gekommen und wie gewöhnlich — so sagte man mir — in der Musik

ganz unwissend waren. Die Schüler bleiben in dieser Anstalt sechs Jahre, und erhalten während dieser Zeit wöchentlich drei Musikstunden. Der Unterricht umfaßt außer Singen Violinspiel als obligatorisches Fach und als facultatives Pianoforte und Orgel. Der Anstalt gehören acht Claviere, drei Orgeln und eine große Anzahl von Violinen. Bei einer andern Gelegenheit hörte ich ungefähr 50 Schüler und ebenso viele Knaben verschiedene Hymnen und mehrstimmige Lieder und Sätze aus Mendelssohns „Walpurgisnacht“ und Rombergs „Lied von der Glocke“ sehr genau und lebendig vortragen. Zu Ostern, so wurde mir erzählt, waren zu 24 freien Stellen 120 Anmeldungen erfolgt. Der Cursus im Lehrerinnenseminar, welches von 120 Schülerinnen besucht wird, dauert fünf Jahre, eins weniger als am Lehrerseminar, wahrscheinlich wegen des größern Fleißes und der größern Befähigung der jungen Mädchen. An dieser Anstalt machte ich mehrere Besuche. Man schien keine besondere Methode beim musikalischen Unterricht zu haben. Ein Volkslied oder etwas ähnliches wird an die Tafel geschrieben oder den Schülerinnen auf eine andre Art zum Lesen gegeben. Sie lesen dasselbe und fügen dann die Namen der Noten. Darauf lesen sie die Worte und geben den Tact dabei an, und nun singen sie dieselbe zu den Noten, welche vorher studirt wurden. Die Resultate waren im allgemeinen zufriedenstellend.

Das Capellknabeninstitut bildet die 16 Knaben musikalisch, welche einen Theil des Chors in der großen protestantischen Kirche [die Sophienkirche ist gemeint] bilden. Natürlich wechseln sie immer. Unter der Leitung ihres „Cantors“ fangen sie ganz bewunderungswürdig drei Motetten für Sopran und Contraalt von Hauptmann, Reinecke und Krebs, und auf meinen Wunsch, etwas vom Blatte zu hören, führten sie ihre Partie in Rombergs „Lied von der Glocke“ aus.

In der einzigen Bürgerschule, welche ich besuchen konnte, fangen ungefähr 30 Mädchen verschiedene Volkslieder, nur „nach dem Gehör.“ In den Dresdener Elementarschulen wird nicht nach Noten unterrichtet; in den sächsischen Provinzialschulen erst recht nicht.

Auf meinem Wege von Dresden nach Leipzig stieg ich in Rossen aus, wo mich ein Herr am Bahnhofe erwartete, um mich nach dem Seminar zu begleiten. Es ist dies eins der berühmtesten in Sachsen, ja sogar in Deutschland. Ich fand die gewöhnliche freundliche Aufnahme von seiten des Directors und seiner Lehrer. In der Übungsschule sang eine reine Elementarklasse von Kindern nach Zahlen, und eine Klasse im Vorbereitungscursus [Profeminar] Scalas, Intervalle und dergleichen nach Noten. In diesen Klassen wurde viel einzeln gesungen. Besondere Schüler und besondere Gruppen mußten bestimmte Passagen allein vortragen. Die, welche zuhörten, hoben die Hände in die Höhe, wenn die andern einen Fehler machten, zum Zeichen, daß sie ihn merkten und corrigiren könnten oder dies wenigstens vermeinten. Von der ersten und höchsten Klasse hörte ich hierauf eine Folge von Chorälen, Ensembles und vier- und fünfstimmigen Chören, darunter sehr schwierige Sachen, z. B. ein Stück aus einer Cantate von Max Bruch.*) Sie trugen alles mit einer erstaunlichen Energie und Entschiedenheit vor. Zwei oder drei stattliche Vorträge auf der Orgel beendigten diese sehr interessante Ausstellung guter Leistungen. In der Anstalt sind 3 Orgeln und 10 Pianofortes, jedes in einem besondern Zimmer. Ich probirte sie sämmtlich, alle waren in einem durchaus brauchbaren Zustande, zwei oder drei davon sogar schöne und verhältnißmäßig neue Instrumente. Ungefähr 10 Schüler, deren Gehör mangelhaft war oder

*) Welche? Keine von allen ist besonders schwer.

wenigstens dafür galt, werden nur auf der Violine unterrichtet. Ihr Lehrer muß mit Geduld ausgestattet sein. Der Cursus dauert hier, wie in Dresden, sechs Jahre. Der musikalische Lehrer, Professor Hermann Rudolph, ein ausgezeichnetes Componist [So?] und ein bewundernswerther Musiker, widmet der Anstalt wöchentlich 28 Stunden; mit welchen Resultaten, habe ich versucht zu zeigen.

In Leipzig besuchte ich eine höhere Töchterschule und eine Bürgerschule. In beiden hörte ich mehrere Klassen Volkslieder singen, mehr oder weniger hübsch und verständnißvoll, aber mit einem guten Theil jener rhythmischen Nonchalance, der man überall begegnet, wo ein Singen oder ein sogenanntes Singen „nach dem Gehör“ stattfindet. Darin waren die Elementarschulen von Dresden und Leipzig ganz gleich. Die einzige Besonderheit, die ich hier bemerkte, war die, daß die Schüler in einzelnen Klassen darin geübt wurden, anzugeben, ob bestimmte Töne, welche ihnen auf der Violine vorgespielt wurden, höher oder tiefer, länger oder kürzer, stärker oder schwächer waren als andre.

Preußen. . . . In Berlin giebt es viele Schulen, und die Zahl der Schüler, welche sie besuchen, ist sehr groß. Ich fand in ihnen eine im allgemeinen bessere Art des musikalischen Unterrichts, als mir in andern Theilen Deutschlands vorgekommen war.

In der israelitischen Lehrer- und Knabenschule wohnte ich einer Lection in der Theorie bei, die an und für sich ausgezeichnet war, aber nach meiner Ansicht die Fassungskraft derer überstieg, für welche sie gegeben wurde. Darauf folgte eine vorreffliche Stunde mit Schulknaben und im Anschluß daran eine allgemeine Uebung, in welcher eine Anzahl von Stücken, zum Theil schwieriger Natur, von den Kindern in Gemeinschaft mit den angehenden Lehrern sehr gut ausgeführt wurden. Der Musiklehrer dieser Anstalt, Herr Lewandowski, ein guter Musiker und geschickter Lehrer, ist zugleich Musikdirector in der neuen und prächtigen Synagoge, deren Chor mit Knaben aus dieser Schule besetzt ist.

In einer Bürgerschule (Kurfürstenstraße) sang eine Klasse von Knaben zwischen acht und neun Jahren unter dem Lehrer Hermann Prüfer zuerst einige Lieder auswendig, dann eine Anzahl musikalischer Figuren nach der Ladder*) und zuletzt nach Noten. Alles sehr gut. Hierauf sang eine höhere Klasse im Alter von zwölf bis fünfzehn Jahren einige Motetten von Gress und andern und zum Schlusse einige Passagen, die ich an die Tafel schrieb, ohne Zögern und ganz richtig. Das war die beste Klasse von Kindern, welche ich seit langer Zeit getroffen hatte. Später begleitete ich Herrn Prüfer zu einer gemischten Privatschule (Lützowstraße 3), wo eine Klasse von Mädchen einen neuen Choral vom Blatt sangen. Die Knaben machten es noch besser. Die Aufmerksamkeit und der offenbare Verneiser in diesen beiden Klassen verdienen alles Lob.

Die Knabenschule in der Ackerstraße (Director Rurth) zählt 850 Schüler, welche alle von den vierzehn Klassenlehrern im Gesange unterrichtet werden. Eine Klasse von ungefähr hundert Neunjährigen, die eben anfangen Noten zu lernen, sang recht hübsch rein. Eine andre, wo Elf- und Zwölfjährige saßen, führte dreistimmige Sachen ganz annehmbar aus. Eine andre, noch mehr vorgeschrittene sang noch besser Choräle, während die oberste (von vierzehn bis fünfzehn Jahren) eine Anzahl Chorgesänge mit Unterstützung von vierzehn Lehrern ausführte, welche zu

*) d. h. es wurde ihnen nicht der Ton bestimmt genannt, sondern gesagt: Gebt den Ton an, welcher auf der zweiten Linie steht, nun den, welcher im ersten Zwischenraum steht u. s. w.

diesem Zwecke in den großen und hübschen Musiksaal gekommen waren. Ich richtete einige Fragen an die Knaben, welche sie anstandslos beantworteten, und schrieb mehrere Passagen für sie an die Tafel, welche sie sofort genau wiedergaben. Jedemfalls ist diese große Anstalt in andern Ländern ebensogut bestellt. Denn in einem Fache allein sind solche Leistungen nicht möglich.

In der Mädchenschule (Musikauerstraße) sang eine Klasse von ungefähr hundert Mädchen Choräle und Lieder ziemlich gut, aber sie zeigten wenig musikalische Kenntnisse. Drei oder vier andere Klassen sangen nach dem Gehör und ohne Buch. In dieser Schule sind 950 Kinder in 16 Klassen vertheilt. Sie werden von sechs Lehrern und neun Lehrerinnen unterrichtet, außerdem geben noch zehn Damen Stunden in Handarbeiten. In einer ähnlichen Schule (Straußbergerstraße) stehen die Gesangstunden unter der persönlichen Oberaufsicht des Directors, des Herrn Krause, und in einer ertheilt er den Unterricht ganz allein. Ich war hier in einer Klasse von kleinen Mädchen, wo man anfing die Noten zu lernen, und in einer andern, die weiter vorgeschritten war. Die höchste Klasse sang verschiedene Stücke, darunter vierstimmige, ausgezeichnet rein, mit hübschem Klang und mit manchen Feinheiten. Ich schrieb eine Figur für sie an, aber verleitet durch die Vollendung, mit der sie die bereits studirten Stücke ausführten, hatte ich sie zu schwierig gemacht. Sie trafen es beim erstenmale nicht und wurden dann ängstlich. Ich bin aber sicher, daß es, wenn es auch schwer war, eine große Zahl von ihnen unter andern Umständen ganz gut bewältigt haben würde. Sie brauchen nur etwas Zeit zum Ueberlegen.

In dem Lehrerseminar (Friedrichstraße) bemasterte eine Klasse Knaben einen ihnen neuen Choral schnell und richtig. Der Lehrer, Herr Dienel, gab dann einer Klasse Seminaristen eine Harmoniestunde. Er dictirte einen figurirten Bass, welchen sie in ihre Bücher schrieben, und fügte dann die andern Stimmen, immer eine auf einmal, hinzu. Während eines andern Besuchs in dieser Anstalt sang eine neugebildete Klasse von Böglingen ganz hübsch zusammen, und ein Chor Seminaristen, von verschiedener und im allgemeinen geringer Ausbildung, arbeitete sich durch etliche Choräle nicht gerade glänzend durch. Die Führung oder besser die „Rutschirung“ eines solchen Chors ist das unangenehmste und unbefriedigendste Geschäft, welches man einem Lehrer wie Herrn Dienel zumuthen kann. Das Gebäude, in welchem der Unterricht an diese ungeheure Menge von Knaben und Jünglingen ertheilt wird, ist neu und noch nicht ganz fertig. So viel zu sehen war, ist es das hübscheste und comfortabelste, das ich jemals erblickte. In dem Lehrerinnenseminar sang eine Klasse von Kindern hübsch nach Noten, und ein Chor von Seminaristinnen zeigte hübsche Stimmen und viel Eifer bei der Ausführung von Stücken, die ihnen bekannt waren. Als ich aber einige Passagen an die Tafel schrieb, die sie vom Blatte singen sollten, war das nur mittelmäßig.

In Hannover erfuhr ich von dem Schulinspector Rautenberg, daß in den dortigen Elementarschulen nicht nach Noten gesungen wird. Auf seine Empfehlung besuchte ich eine (in der Kobelingstraße) und hörte, wie dort ein Stück von sechzehn Tacten „dem Gehör nach“ auswendig gelernt wurde. Das dauerte eine Stunde und war in der obersten Klasse; in einer andern wurde ähnliches getrieben. Man sagte mir, eine große Zahl von Kindern in den hannoverschen Schulen habe „kein Gehör.“

In der höhern Töchterschule, welche ich zweimal besuchte, sangen zwei Klassen, in deren jeder sich ungefähr 60 junge Damen befanden, verschiedene Choräle und mehrstimmige Lieder, welche sie sehr fest geübt hatten, unter Leitung ihres Lehrers,

des Herrn S. Bunte, ausgezeichnet rein und geschmackvoll, aber in einigermaßen unordentlichem Tact. Sie im „Lesen vom Blatt“ zu prüfen, hatte ich keine Gelegenheit. Es wird hier auf den Gegenstand sehr wenig Zeit verwendet und, wie ich fürchte, ihm von der Anstaltsleitung wenig Interesse geschenkt.

Eine Klasse junger Leute, welche ich in der Realschule hörte, sang ziemlich gut. Man hatte auch die Gefälligkeit, mich zu einer Uebung eines Männergesangsvereins einzuladen, der unter Herrn Buntes Direction nur lange und äußerst schwierige Motetten mit vollkommener Intonation, viel Geschmack und in schönem Klang ausführte.

Warum ist es in so vielen Ländern den niedern Klassen unmöglich gemacht, sich in einer Fertigkeit zu üben und auszubilden, für welche sie mindestens ebensoviel Begabung haben als die Bessern? Was dieser Genuß das Jahr über kostet, würde sich leicht ausgleichen, wenn sie nur vierzehn Tage lang Bier und schlechte Gesellschaft aufgeben.“

Mit dieser melancholischen Betrachtung schließt Herr Hullah seinen Bericht über Deutschland. Er hat auch die Schweiz, Holland und Belgien besucht; doch wollen wir das, was er von dort mittheilt, nicht ausführlich reproduciren. Er fand überall dasselbe: eine gute Methode; hier mit dem ersten Schuljahre, dort erst nach dem dritten, aber überall wurden die Kinder nach Noten unterrichtet, sie lernten Scalen, lernten treffen und zählen. Die Folge war: sie sangen mit Leichtigkeit vom Blatt, sie merkten es sofort, wenn Herr Hullah sich den Scherz machte, irgend etwas falsch an die Tafel zu schreiben, und standen ihm Rede auf leichte theoretische Fragen über Tonart und Modulation. Von bemerkenswerthen Details sei noch erwähnt, daß die Lehrer principiell nicht mitsangen, sondern nur controlirten und den Tact angaben. Die Kinder corrigirten einander selbst. Als eine sehr nachahmungswerthe Einrichtung führt Herr Hullah an, daß in einer Schule im Haag statt zwei ganzer Stunden wöchentlich vier halbe ertheilt wurden. Den einzigen Anlaß zum Tadel giebt ihm in Holland der Fall, daß in einer Klasse zuviel auf die Dynamik gesehen wurde. Infolge dessen, sagt Herr Hullah, waren die Kinder im Singen vom Blatte nicht so gut als sonst in diesem Lande. Während es in den Schweizer Schulen — in den Elementarschulen — keine speciellen Gesanglehrer gab, sondern der Klassenlehrer immer auch den Singunterricht ertheilte, waren in den holländischen und belgischen Schulen für die oberen Klassen Fachmänner angestellt. Den belgischen Schulen giebt Hullah den Preis vor allen. Mit Recht legt er sehr großen Werth darauf, daß in diesem Lande der Gesangunterricht unter die besondre Inspection eines von der Behörde eingesetzten Musikers von Autorität gestellt ist. Wenn wir nicht irren, ist diese Maßregel auch in einzelnen Schweizer Cantonen getroffen.

Bei dem Schlußvergleiche, welchen Herr Hullah über die Ergebnisse seiner Beobachtungen in den verschiedenen Ländern zieht, kommen wir Deutschen nicht gut weg. „In Deutschland,“ sagt er, „sind die Resultate des Unterrichts im allgemeinen die denkbar ärmlichsten, während sie in der Schweiz, in Holland und in Belgien in hohem Grade zufriedenstellend sind. Besonders die Schulen von

Holland und Belgien bieten zahllose Beispiele, daß Kinder aus den niedersten Klassen im Alter von neun und zehn Jahren nicht nur das, was sie eingeübt haben, geschmackvoll und fein vortragen, sondern daß sie auch sehr schwierige Sachen a vista mit so viel Leichtigkeit und Verständniß singen, wie man von ihnen beim ersten Lesen ihnen neuer, aber innerhalb ihres Verständnisses liegender literarischer Sätze verlangen kann. Die Einführung in die Noten ist mit der in die Buchstaben gleichzeitig oder bald nach ihr erfolgt, und das eine hat keine größere Schwierigkeit gemacht als das andre.“

Man kann an dem Berichte des Herrn Hullah manches bemängeln. Aber einen glaubwürdigen und loyalen Eindruck macht er durchaus, und für keinen Kenner ist es zweifelhaft, daß er von den Verhältnissen in Deutschland ein getreues Bild entwirft, aus dem sich jeder einen Begriff von der Sache bilden kann. In den deutschen Seminarien wurde Herr Hullah, wie zu ersehen, mit vielen Concerten beehrt. In Holland und Belgien erzählt er davon weniger, sondern legt mehr Werth darauf, daß die Zöglinge gelernt hatten gut und genau zu hören, auch Harmonien und Modulationen, und daß sie soviel musikalisches Gefühl und Sicherheit besaßen, um später ihrer Aufgabe als Gesanglehrer der Kinder gewachsen zu sein. Nach den Vorschlägen, die Herr Hullah den hohen Lords für die englischen Bedürfnisse macht, ist es nicht zweifelhaft, daß er genau einsteht, wo der Knoten zu lösen ist. Eben in den Seminarien. Wie steht es nun bei diesen in Deutschland mit der Musik? Speciell, wie steht es mit der Vorbereitung der Zöglinge für ihren Beruf als Gesanglehrer? Wir wollen niemandem zu nahe treten. An den deutschen Seminarien, ich glaube ganz besonders an der Mehrzahl der sächsischen Seminarien, wirken sehr ehrenwerthe, tüchtige und gewissenhafte Musiker. Aber wir können auch mit Beweisen aufwarten, daß an einzelnen Seminarien in Bezug auf Musik sehr beklagenswerthe Allotria getrieben werden. Anders kann man es nicht nennen, wenn ein großer Theil der Gesangstunden oder Chorstunden dazu verwendet wird, leichte Männerquartette (von der Composition des Seminarmusiklehrers) einzuüben, an denen sich die jungen Leute den Geschmack ebenso wie die Stimmen verderben. Im allgemeinen darf constatirt werden, daß die einstige Bestimmung der Seminaristen zu Gesanglehrern in der Volksschule bei ihrem musikalischen Unterrichte schärfer als bisher ins Auge gefaßt werden muß. Darüber müßte in jedem Staate Deutschlands vom Unterrichtsministerium eine detaillirte Verfügung erlassen und überwacht werden. Vielleicht würde es sich dann auch als empfehlenswerth herausstellen, daß die Anforderungen an musikalische Qualification und Vorbereitung bei dem Aufnahmeexamen der eintretenden Seminaristen, welche in der Zeit des großen Lehrermangels herabgesetzt worden sind, jetzt wieder sachgemäß verschärft würden. Das ist alles leicht zu machen, ohne Geldkosten und ohne daß es jemand genirt. Es kommt nur auf den guten Willen und auf die Einsicht an. Die Frage ist nur die, ob in Deutschland so viel Werth

auf die Musik gelegt wird und gerade in denjenigen Kreisen, welche hier den Ausschlag geben. Uns hat das manchmal sehr zweifelhaft scheinen wollen. Trotz unsrer akademischen Männergesangsvereine hat das Verständniß für die Musik und damit die Achtung vor ihr in den gelehrten Kreisen der zwei jüngsten Generationen erschreckend abgenommen. Ohne die Frauen würde sie dort fast vergessen sein.

Wöchten doch die, welche ein Herz für die Musik haben, der Schulgesangsfrage einiges Interesse schenken!



Zwei deutsche Dichter.



In den verflossenen Wochen hat der Tod zwei in den drei letzten Jahrzehnten vielgenannte deutsche Dichter abgerufen: einen, der bis an die Grenze des heutigen Menschenalters überhaupt gelebt, den „Schlachtendichter“ C. F. Scherenberg, und einen in der Vollkraft der Mannesjahre stehenden dramatischen Dichter aus der Wiener Schule, den vielgenannten Murad Efendi (Franz von Werner). Soweit es auf Originalität der Persönlichkeiten, der Lebensschicksale und gewisser persönlichen Auffassungen vom Wesen und Zweck der Dichtung ankommt, darf der Verlust ein schlechthin unerseßlicher genannt werden. In der heutigen Generation sind Gestalten, welche sich so grundverschieden von dem herrschenden Bildungstypus und der literarischen Allgemeinrichtung darstellen, immerhin Ausnahmen, und als solche sind denn auch beide genannte Autoren in den Nekrologen charakterisirt worden, die uns zu Gesicht kamen. Dürftig und unzulänglich waren freilich die meisten dieser Nachrufe; unsre Feuilletonschriststeller haben eben das Eingehen auf Besonderheiten verlernt, soweit die Besonderheiten nicht zufällig mode sind, und das Verhältniß des einzelnen zum allgemeinen Stande der Literatur kümmert vollends nur wenige. Und doch war hier Veranlassung geboten, mit gerechter Würdigung des einzelnen Dinge von allgemeiner Bedeutung zur Sprache zu bringen.

C. F. Scherenbergs Hauptleistungen sammt seiner vorübergehenden Modeberühmtheit gehören den fünfziger Jahren an; in den beiden letzten Jahrzehnten hat unsers Wissens der greise Dichter weder mehr etwas geschaffen noch etwas veröffentlicht. Aus seinem Nachlaß wird ein episches Gedicht „John Franklin“ verheißen, welches schon Ausgang der fünfziger Jahre, zu der Zeit entstanden ist, wo die ganze gebildete Welt an dem Schicksale des kühnen Polarfahrers und seiner Genossen Antheil nahm. Murad Efendi hingegen war erst in den sechziger Jahren als Dramatiker und Lyriker hervorgetreten und hatte noch in den letzten Monaten seines Lebens eine glänzend ausgestattete Gesamtausgabe seiner „Dramatischen Werke“ veranstaltet, die uns zur Besprechung vorliegt.

Die persönlichen Schicksale beider Dichter waren grundverschieden. Der gemeinsame Ausgangspunkt liegt nur in einer gewissen Abenteuerlust, einem gemeinsamen Drange nach wechselnden Erlebnissen, welche sich häufig bei phantastischen Naturen finden. Scherenberg widmete sich in seiner Jugend der Bühne und machte, ein anderer Wilhelm Meister, Versuche auf diesem Wege